

## Kindheit in der Klinik



Seine ersten zwölf Lebensjahre verbrachte Alex Oberholzer im Kispi. Danach kehrte er an den Wochenenden freiwillig zurück. Bild: Andrea Zahler



Grosser Zusammenhalt: Die Kinder wuchsen im Spital gemeinsam auf und besuchten dort die Schule. Einige sind bis heute eng miteinander befreundet. Bild: zvg

# Ihre Mütter waren die Pflegerinnen

Sie wuchsen im Krankenhaus auf, nachdem sie an Polio erkrankt waren: Fünf ehemalige Spitalkinder erzählen, was es bedeutet, in Gipsbetten und Korsetts gross zu werden. Und weshalb der Austritt aus der Klinik für sie eine Katastrophe war.

**Annika Bangerter**

Als die 15-jährige Lisa Kundert das Kinderspital in Affoltern am Albis verlassen musste, brach für sie eine Welt zusammen. Zehn Jahre lang hatte sie dort gelebt, nachdem sie an Kinderlähmung erkrankt war. Das Spital war ihr Zuhause, seine Bewohnenden ihre Freunde und Schwester Hedi eine Art Mutter. Mitten in der Pubertät galt es, sich von allem Vertrauten zu verabschieden und ins Glarnerland zurückzukehren. Offiziell hiess es, Lisa Kundert gehe nach Hause. Für sie war es ein Wegzug ins Ungewisse und in eine Umgebung voller Unbekannten. «Ich wurde völlig ent wurzelt. Im Glarnerland kannte ich praktisch niemanden. Alle schauten mich aufgrund meiner Beeinträchtigung komisch an. Ich war für die Kinder in der Schule fremd und fühlte mich auch so», sagt sie. Ihre Eltern konnten sie nicht auffangen, sie kannte sie kaum.

Wie Lisa Kundert ging es vielen der Spitalkinder, die im Rehabilitationszentrum des Kinderspitals Zürich lebten. Anders als heute, wo die Eltern auf dem Areal übernachten können, wurden die Kinder damals abgeschottet. «In meiner ersten Zeit in Affoltern durften meine Eltern mich nicht besuchen. Es hiess, dass ich zu stark Heimweh bekäme, was den Therapieerfolg schmälern würde», sagt Lisa Kundert. Erst nach einigen Monaten besuchten Mutter und Vater sie jeden zweiten Sonntag. Sass sie als Fünfjährige anfänglich noch ungeduldig in ihrem Rollstuhl vor dem Fenster und wartete darauf, dass das

Auto mit ihren Eltern in den Hof einbog, entfremdete sie sich zunehmend von ihnen. «Mit der Zeit wollte ich ihre Besuche nicht mehr. Auch in den Ferien wollte ich nicht zu ihnen. Mein Zuhause war in Affoltern, wo ich mit meinen Freunden und Schwester Hedi lebte.»

Das war in den 1960er-Jahren. In den Jahrzehnten davor wütete ein Virus, das Eltern unvorstellbare Sorgen bereitete: die Poliomyelitis oder Kinderlähmung. Die allermeisten Kinder, die als Langzeitpatienten in Affoltern lebten, waren zuvor daran schwer erkrankt. Einige als Babys, andere als Klein- oder Vorschulkinder. Das Virus hatte ihre Arme, Beine oder sogar beides gelähmt. In Affoltern sollten sie unter anderem lernen, mit Hilfsmitteln wie Prothesen, Orthesen oder Korsetts durchs Leben zu kommen.

Eines dieser ehemaligen Spitalkinder war der Filmkritiker Alex Oberholzer. Kürzlich erschien sein berührendes Buch über seine Zeit im Kispi in Affoltern. Dort verbrachte er seine ersten zwölf Jahre. Er nennt dieses frühe Zuhause ein Paradies fernab der Realität. Ein Paradies, das höllische Schmerzen kannte. Das Mantra im Kispi lautete: Der Mensch geht aufrecht, und er sitzt gerade. Die Körper der Kinder, deren Wirbelsäule sich krumm beugte, deren Hüften schräg standen und deren Gliedmassen unkontrollierbar waren, wurden mit orthopädischen Geräten zurechtgebogen. Druckstellen und Wunden waren die steten Begleiter dieser Hilfsmittel aus hartem Leder,

Metallplatten und Polster. In ihnen wurden die Kinderkörper vom Hals bis zur Fusssohle fixiert. Haut und Knochen seien innert kürzester Zeit wundgerieben gewesen, erinnert sich Alex Oberholzer. Dazu kam das schier unerträgliche Jucken unter diesem Panzer, vor allem, wenn sie im Sommer schwitzten: «Ich hatte oft die Vorstellung, mein Rumpf sei eine einzige Landkarte des Schmerzes», schreibt er in seinem Buch.

### Qualvolle Therapien und eine eingeschworene Gemeinschaft

Auch sein Freund Hans Witschi, ehemaliges Spitalkind und heute Kunstmaler in New York, erinnert sich: «Die Schmerzen gehörten zum Leben. Niemand reklamierte, niemand jammerte. Das war ein Tabu. Es hätte auch nichts genützt.» Er musste ein sogenanntes Extensionskorsett tragen. Zwischen einem Gips um die Hüfte und einer Gipsschale rund um den Hinterkopf und Kiefer gab es vier Gewinde. Diese zog das Personal Tag für Tag etwas stärker an, wodurch die verkrümmte Wirbelsäule Millimeter für Millimeter gestreckt wurde. Aufgrund des starken Drucks verschob sich allmählich das gesamte Gebiss von Hans Witschi.

Nachts gab es keine Erholung für die Kinder. In Gipsbetten wurden sie angebunden. Schlafend wurden ihre Körper weiter in Form gepresst. Solch qualvolle Therapien waren die eine prägende Seite ihrer Kindheit. Die andere war die eingeschworene Gemeinschaft

untereinander. «Der Zusammenhalt zwischen den Gleichaltrigen war extrem eng. Niemand schaute uns im Kispi komisch an. Wir lebten in einer Blase, in der es normal war, dass jeder und jede eine körperliche Einschränkung hatte», sagt Lisa Kundert. Nachdem sie als 15-Jährige zurück zu ihren Eltern kam, war dies umgekehrt. Wohin sie kam: Sie stach hervor, erregte Aufmerksamkeit. In der Regelschule fand sie keinen Anschluss und gegenüber ihrer Familie zog sie sich zurück. Regelmässig reiste sie nach Zürich, wo sie ihre Spitalfreundinnen traf. Bei einer früheren Lehrerin des Kispi durften die Mädchen übernachten. «Von diesen Wochenenden habe ich jeweils die ganze Woche gezehrt», sagt Lisa Kundert. Auch der Kontakt zu ihrer Bezugspflegerin, Schwester Hedi, blieb bis zu deren Tod.

Alex Oberholzer beschreibt den Übertritt ins Elternhaus ebenfalls als Schock. Fortan lebte er unter der Obhut einer fremden Frau und eines fremden Mannes. Seine Mutter und sein Vater. Die beiden hatten ihn fast nie in Affoltern besucht. Wie Lisa Kundert blieb Alex Oberholzer in der Aussenwelt ein Einzelgänger und schottete sich ab. In den Ferien musste er zurück ins Kinderspital, um seine Hilfsmittel anzupassen. Ein Geschenk sei dies gewesen. Eines, das ihn auf eine Idee brachte. Er organisierte sich mit Eltern, die ihre Kinder übers Wochenende nach Hause holten und ihn auf diesem Weg ins Kispi brachten. Wochenende für Wochenende legte er sich nachts in eines der leeren Betten dort, verbrachte seine Freizeit im Spital. An diese Rückreisen klammerte er sich: «Am Horizont jedes Tages leuchtete das Wochenende – und alle paar Monate die nächsten Ferien. Ich wusste, dann ging es nach

Hause, nach Hause ins Kinderspital.» Das sei entscheidend für sein weiteres Leben gewesen. In der Bubenklasse im Gymnasium hatte er grosse Probleme. Die Mitschüler sprachen nur von Mädchen, wobei er der Einzige war, der die ganze Zeit hindurch keine Freundin hatte. «All das wäre kaum zu überleben gewesen, wenn ich nicht an den Wochenenden mit anderen Kindern, vor allem aber auch mit dem Personal des Kinderspitals, über all das hätte sprechen können.» Einer dieser Freunde war der gleichaltrige Hans Witschi. Bis heute sind die beiden eng verbunden. «Alex ist Familie für mich, er ist wie ein Bruder», sagt Hans Witschi.

Nicht alle verwurzelten sich im Kispi. Zum Beispiel Jeanette Schühle. Die heute 57-jährige kam ohne Beine zur Welt und war vor dem vierjährigen Kispi-Aufenthalt in einer Klinik in Heidelberg. Dort lernte Jeanette Schühle sprechen – Hochdeutsch. Ihre Eltern verstand sie anfänglich nicht. In Affoltern war sie Wochenanwehlerin, an den Wochenenden holte ihre Mutter sie jeweils zu sich. «Die ständigen Wechsel waren problematisch für mich. Mir fehlte ein Fixpunkt, ein Zuhause. Ich hatte das Gefühl, nirgendwo hinzugehören», sagt sie. Auch sei ihr nie ganz klar gewesen, in was für einem Umfeld sie genau sei: «Bin ich zu Hause, in einem Spital, in einer Schule? Es war eine komische Mischung für mich. Stets begleitete mich das Gefühl: Was mache ich hier eigentlich?»

### Fehlender Körperkontakt und Verlustängste

Einige Eltern waren froh darüber, ihr beeinträchtigtes Kind versorgt zu wissen, und pflegten den Kontakt eher sporadisch. Andere setzten sich hingegen dafür ein, dass ihre Kinder schnellst-